

Deine Identität liegt unter Deiner Zunge – Über eine Lesung hinaus: Zum Literaturprojekt „Westöstlicher Diwan“

Einen Vorleser wie diesen habe ich noch nie erlebt. Den Text, den er vorträgt, kann ich zunächst kaum aufnehmen, so sehr zieht er selbst all meine Aufmerksamkeit auf sich. Die Stimme - furios in allen Höhen und Tiefen, in allen lauten und leisen Tönen – tönt aus einem Körper, der beim Sprechen mitgeht, der seine Arme mitdreht, mit seinen fünf Fingern den Worten den Weg weist hin zum Publikum, und mit dieser Gestik doch nur den passenden Rahmen schafft für die Worte, die - wie Bilder auf seinem Gesicht – aufscheinen, Gestalt erhalten durch einen Mund, der zum Leben erweckt, was auf Papier nur schwarze Zeichen, nichts als Buchstaben, Worte und Sätze sind.

Das Leben, das der Sprecher ihnen verleiht, verblüfft mich. Stimme, Mimik und Gestik sind eins, der vorlesende Frank Arnold verwandelt sich in den fiktiven Schreiber eines langen Briefes, den wiederum der libanesische Autor Raschid al-Daïf geschaffen hat, der hier im Berliner Haus der Kulturen neben dem Vortragenden sitzt und nicht weniger erstaunt scheint als das Publikum.



Der „Westöstliche Diwan“ hat Raschid al-Daïf nach Berlin geführt, ein Projekt, das dazu dienen soll, die wechselseitige Kenntnis der Literaturen in Deutschland und dem Nahen Osten zu verbessern. Deutsche Schriftsteller treffen Kollegen in arabischen Ländern, in der Türkei und im Iran; diese erwidern den Besuch. Bei beiden Begegnungen lernen sie sich in ihrem jeweiligen Umfeld kennen, reisen durch das Land, halten gemeinsame Lesungen und schreiben über die Literatur und die Welt des anderen, jeder in seiner Sprache.

Raschid al-Daïf rückt mit seinem Stuhl etwas auf Abstand, folgt hochkonzentriert dem Vortrag in einer ihm fremden Sprache, schaut skeptisch mehr von der Seite her, lächelt und lacht, ist baff, fast fassungslos und hingerissen, wie Arnold aus den Passagen seines Romans „Lieber Herr Kawabata“ das Gleiche auf Deutsch vorträgt, was er selbst zuvor in arabischer Sprache vorgelesen hat:

„Man behauptet, Herr Kawabata, im Gehirn eines Menschen laufe im Augenblick seines Todes in schnellstem Zeitraffertempo der gesamte Lebensfilm ab, er würde sich blitzartig an alles erinnern, was sich seit seiner Kindheit abgespielt hat. Ich kann ihnen versichern, dass mir nichts dergleichen passiert ist, als ich, am Nacken, an den Schultern und an anderen Körperteilen getroffen, für einige Augenblicke im Sterben lag. (...)

Andererseits, ja, andererseits habe ich mit diesen meinen eigenen Augen meinen Lebensfilm gesehen. Einen Augenblick lang, der mir endlos erschien, lief er in rasender Geschwindigkeit, aber völlig klar, ab. Das war eben, als ich ihm, diesem Mann, auf der Hamra-Straße begegnete und für einen Augenblick meinte, mich selbst zu sehen. (...) Ich habe ihn gesehen, wie er auf dem Trottoir spazierte, einfach so. Als ob sich im Libanon, besonders in Beirut, nicht fünfzehn Jahre lang Schreckliches ereignet hätte. (...) *Ich verabscheue ihn, Herr Kawabata.*“



Wohl mit Bedacht hat sich Raschid al-Daïf eben diesen japanischen Dichter Yasunari Kawabata als fiktiven Ansprechpartner für die Erzählung dieser libanesischen Lebensgeschichte gewählt. Wobei ich die Interpretation der Literaturwissenschaftlerin Angelika Neuwirth so nicht teile, die schreibt: „Das Bekenntnis wird nicht gegenüber einem Priester, sondern einem Schriftstellerkollegen abgelegt, der – gerade weil er sein Leben selbst beendet hat – als Richter kompetent erscheinen muss.“ Dessen Selbstmord wird so mit einer Bedeutung aufgeladen, die er nicht hat. Hatte doch Kawabata in dem berühmten, 1933 verfaßten Essay *Augen der Todesstunde* geschrieben: „Wie sehr jemand dieser Welt auch überdrüssig geworden sein und sich ihr entfremdet haben mag, Freitod ist

keine Form der Erleuchtung. Wie moralisch und tugendhaft jemand auch immer gehandelt haben mag, als Selbstmörder ist er fern den Gefilden großer Weisheit.“ Mit der Wahl seines Todesortes (ein „abgrundhässliches elfstöckiges Hotel“ in einer „an billige Hawaii-Imitation erinnernden Umgebung“) und „völlig unerwartet für seinen engsten Freundeskreis“ hat sich Kawabata durch seinen Selbstmord wohl kaum dementiert, wenn man dem Bericht darüber von Jürgen Berndt in seinem Nachwort zum Roman *Kyoto* glauben darf.

Hat sich Raschid al-Daïf nicht gerade deshalb jemand aus einer ganz anderen Ecke der Welt, aus einer ganz anderen Kultur gewählt, weil er seiner eigenen Sprache nicht mehr zu vertrauen vermag, weil sie seine Erfahrungen nicht mehr wahrhaftig wiedergeben kann? Dem japanischen Nobelpreisträger von 1968 - von dem immer wieder behauptet wurde, er sei der japanischste aller japanischen Schriftsteller der Gegenwart - diese Geschichte zu erzählen, ist eine sehr hohe Meßlatte, über die die Worte gehoben werden müssen, sie müssen losgelöst werden aus dem scheinbar so selbstverständlichen Kontext der eigenen - arabischen - Sprache und Kultur:

„Wer hätte im Jahre 1991 auf dem Trottoir der Hamra-Strasse gehen können wie er, so unschuldig, so pedantisch? Der Krieg war schließlich noch kaum zuende, hatte noch kaum, wie wir sagen, seine Lasten abgesetzt. *Achten Sie auf diesen Ausdruck – der Krieg hatte seine Lasten abgesetzt! Sie werden noch viele derartige Ausdrücke im Arabischen finden, schon immer wunderschön und auf ewig so.* (...)



Es sind genau diese Wörter, mit denen wir – Sie werden später erfahren, warum ich hier im Plural spreche – die Welt erfassen zu können glaubten. (...) Wir schwangen uns auf diese Wörter – „*sich auf etwas schwingen*“ bedeutet auf arabisch „*sich ein Reittier nehmen*“, und ein Reittier ist ein Kamel, auf dessen Rücken man sich eben schwingt – und trabten auf ihnen, wohin wir wollten. Ja, wohin wir wollten! Wir galoppierten blitzschnell vom „Mehrwert“ zur historischen Rolle der Arbeiterklasse“, die diesen Mehrwert erarbeitet, zur „objektiven Notwendigkeit“ der Teilnahme am Krieg – ich meine den im Libanon. *Ich glaube, dass diese Präzisierung durchaus am Platze ist, denn das Wort „Krieg“ an sich ist völlig vage* (...). Wir schwangen uns auf die Wörter, überzeugt, die Geschichte reiten

zu können. Wir hielten den Zügel dieser Geschichte und ritten auf das vorgegebene Ziel zu: den Kommunismus nach der Vorstufe des Sozialismus. (...)

Doch dann eines Tages, zu Beginn des Krieges bei uns im Jahre 1975, hatte ich das Gefühl, in meinem Munde wimmelte es von Ameisen und meine Lippen seien zusammengenäht, wie eine tiefe Wunde, aber mit einem festen Faden.“

„Die Erfahrung einer gefährlichen Verwundung und der Nähe des Todes“, so Angelika Neuwirth, die hier neben Arnold, Daïf und dem Übersetzer Achmed Khammas auf dem Podium sitzt, „hat sich vor allem in seinen frühen Romanen: »Die kurze Zeit vor Morgengrauen« (1986) und »Lieber Herr Kawabata« (1995), tief eingepägt – zwei Werke, die als Bruch des Schweigens über den Bürgerkrieg im Libanon und als harte Kritik an den kriegstragenden Ideologien in der arabischen Welt viel Aufsehen erregten und inzwischen zum Lehrstoff internationaler Universitäten gehören.“

Daïf schreibe eine „Selbstbegegnung im Spiegel des Anderen“. Dabei ist er radikal subjektiv. Sein Schreiben wirke wie ein „revolutionärer Akt gegen den traditionellen Umgang mit Schriftsprache, die im arabischen Sprachraum, wo vielerorts Nicht-Muslimen, auch wenn sie Muttersprachler sind, das Arabisch-Lehren nicht gestattet ist, bis heute ein theologisch keineswegs neutrales Feld darstellt. Die arabische Sprache ist im Bewusstsein vieler immer noch heilige Sprache, sie transportiert in ihrem Lexikon eine Fülle sozialer und ethischer impliziter Wertungen.“

So sprengt Daïf selbstverständlich die patriarchalische Formung der arabischen Sprache und der tribalen Sittenkodices. Dabei wird gerade das „zu Verbergende, das ‚Verbotene‘, enthüllt, das Nicht-Denkbar ausgesprochen - eine von Daïf beabsichtigte Form der Entsakralisierung von Sexualität.“, formuliert Neuwirth.



Dies jedoch nicht mit dem Gestus der Agitation, wie man Neuwirths Interpretation verstehen könnte, sondern in einer Form von Selbstaufklärung, die mich gelegentlich an Woody Allen denken lässt. Dabei überrascht mich, wie z.B. geschildert wird, dass in den Fünfziger Jahren die Schuljungen in einer Umgebung von unaufgeklärten Erwachsenen erfahren, dass die Erde rund ist und wie sich damit - analog zur menscheitsgeschichtlichen Aufklärung – ihr Weltbild verändert. Darüberhinaus ist die literarische Wiedergabe seiner Selbstbefragung ein Dokument, das sich in seiner Uneitelkeit, seiner intellektuellen Redlichkeit und dem entsprechenden Erkenntnisgewinn von der Rückschau der Achtundsechziger hierzulande doch nachhaltig unterscheidet.



„Auf einem Sessel in Abbas’ Büro sitzt Rachid Daif, Literaturdozent an der staatlichen Universität und Schriftsteller, der uns, kaum sind wir einander vorgestellt worden, für Samstag in sein Haus in den Bergen einlädt. (...) Rachid ist ein Kopf größer als Abbas, ähnelt ihm aber auf den ersten Blick, vielleicht aufgrund des schütterten Haars, der Glatze, der schön traurig-zarten Denkergergesichter.“

So schildert Michael Kleeberg seine erste Begegnung mit Rachid al-Daïf. Kleeberg war letztes Jahr als einer der deutschen Autoren, die am Projekt „Westöstlicher Diwan“ teilnehmen, zu Besuch bei seinem orientalischen Partner Abbas Beydoun im Libanon.

„Das Tier, das weint“ lautet der Titel seines „Libanesischen Reisetagebuchs“, in dem er aufschreibt, wie es ihm ergeht mit der Teilnahme an diesem Projekt, für das er sich sofort begeisterte, „obwohl oder weil ich weder den Nahen Osten noch die arabischen Länder oder die islamische Kultur kenne.“ Michael Kleebergs einzige Bedingung war, „nicht mit einem Araber zusammengekoppelt zu werden, dessen *ceterum censeo* ‘Tod den Juden’ lautet. Da, sage ich, hört mein Wille zur Kommunikation auf.“

Es wird eine beeindruckende Reise und Kleeberg scheut sich nicht, seine Gefühle, seine Assoziationen, seine Gedanken und Hirngespinnste offen zu legen. Er ist ein feinfühlig teilnehmender Beobachter, dem man seinen gelegentlichen Überschwang gerne verzeiht. Eindringlich schildert er gleich zu Beginn der Reise die Auswirkungen seiner ihm höchsteigenen Flugangst - jedoch „übertönt vom weißen Rauschen der Furcht vor Al-Quaida-Terroristen“.

„Das Flugzeug nach Beirut ist so voll von Terroristengesichtern – aus jeder zweiten Reihe sehen mich die orientalisch schwarzen, ausdruckslosen Augen Osama Bin Ladens an -, dass meine gesamte, ohnehin von der späten Uhrzeit und der normalen Flugangst geschwächte Energie binnen kürzester Zeit aufgezehrt ist. Es strengt an, jedes Mal zusammenzuzucken, wenn einer aufsteht, um zur Toilette zu gehen“

Aber im Gegensatz zum „weißen Rauschen der Furcht“ bei Kleeberg, das sich schon gleich nach der Landung in einer Weise auflöst, das daraus leicht ein Plot für ein tragikomisches Stück über „Terroristenfurcht“ entwickelt werden könnte, scheint diese in den Köpfen vieler deutscher Zeitgenossen immer noch und immer wieder, wie ein mehr oder weniger starker Tinnitus, die Wahrnehmung unterschiedlicher Töne und Tonfolgen zu verhindern. Dessen grässlicher *Bassum continuum* sind Gleichsetzungen mit geringfügigen Varianten, etwa so: „Islam = Islamismus = Fundamentalismus = Terrorismus ...“ oder „Orientale=Islam= ...“, etc.

Hier sei nur als Beispiel an einen Kommentar des in allen möglichen landesweiten Medien allgegenwärtigen Hellmuth Karasek erinnert, der letztes Jahr um diese Zeit im Tagesspiegel (28.9.2003) schrieb: „Wir leben heute neben und mit einer islamischen Religion, die die Tötung Andersgläubiger nicht nur duldet, sondern propagiert, die Schriftsteller unter Todesstrafe stellen darf, die den Islam auch nur leise anzweifeln, die ständig heilige Kriege ausruft und kindlichen Selbstmordattentätern das Paradies versprechen kann. Wo der Islam seine Herrschaft uneingeschränkt ausübt, zwingt er Frauen durch die Verschleierung, durch die Sharia und deren Gesetze blutig in eine absolute Unfreiheit.“

Ich will damit nur darauf verweisen, dass der „Dialog mit der arabischen Welt“, wie er seit dem schrecklichen 11.9.2001 zurecht propagiert (aber leider zu wenig finanziert) wird, auf der sich so selbstgewissen Seite des Westens jedoch tatsächlich in der breiten Öffentlichkeit und im Alltag wirklich geführt werden muß - nicht nur an den Sonn- und Feiertagen des Hochamtes der Frankfurter Buchmesse.



Etwa mit dem eben genannten Abbas Beydoun, der während seines Aufenthaltes im Rahmen dieses Projektes in seinem Vortrag „Der Westen und wir in unserer heutigen Zeit“, nicht abwehrend und ein „Wir“ mit Feindbilder bedienend wie Hellmuth Karasek, sondern aufschlüsselnd und öffnend über Identität nachdenkt: „Ich habe wohl das „Wir“ absichtlich undefiniert gelassen. Es ist nämlich nicht klar, wer „wir“ sind. Sind wir Araber, Moslems oder Orientalen? Fest steht, daß diese Zugehörigkeiten keine Synonyme sind. [...] Die Zugehörigkeiten sind trotz mancher

Überschneidungen so verschieden, daß sie fast einander fremd sein könnten. Dennoch belassen wir es bei der allumfassenden Bezeichnung „Wir“. Es handelt sich also nicht um eine, sondern mehrere Identitäten. Daß die Definition so schwer fällt, soll uns eine erste Lektion sein, in Sachen Identität äußerst vorsichtig vorzugehen. Wir sollten [vorgegebenen] Abgrenzungen und Definitionen nicht leichtfertig Glauben schenken, besonders nicht, wenn der Anspruch erhoben wird, daß nur eine Identität gelte.“

Zur gleichen Zeit - aber in einem ganz anderen Kontext - schrieb Abbas Beydoun die Gedichtzeile: „Deine Identität liegt unter Deiner Zunge.“ Dieses poetische Urteil zum „Schicksal des Imre Kertész“, wie das Gedicht überschrieben ist, findet sich in dem Band „Berliner Gedichte“, die während der Zeit seiner Begegnung mit Michael Kleeberg Ende des Jahres 2002 entstanden sind. Oktober 2004 erscheinen sie im Selene-Verlag auf Deutsch.

Beydoun wohnte während seines Aufenthaltes im „Wissenschaftskolleg“ (Berlin), einem der Kooperationspartner des Diwans, und hatte sich dort auch mit Imre Kertész getroffen, dem „Wächter der Holocausterfahrung“, und zwar gerade zu dem Zeitpunkt, als dieser den Nobelpreis für Literatur erhielt. Über diese Begegnung und das bis dahin im arabischen Sprachraum weitgehend unbekanntes Werk von Imre Kertész schrieb Beydoun eine ausführliche Besprechung auf Arabisch.



Ein Dialog zwischen Autoren, der vom sachkundigen Koordinator des „Westöstlichen Diwans“, Thomas Hartmann, sicher nicht vorhersehbar und geplant war, aber wie so viele weitere mehr oder weniger zufällige Begegnungen den hohen Stellenwert ausmachen, die das Projekt mittlerweile für alle Beteiligten hat. Neben dem Partnerpaar Michael Kleeberg – Abbas Beydoun sowie Raschid al-Daif und dessen deutschen Kollegen Joachim Helfer aus Berlin, haben sich inzwischen auf diese Art die ägyptische Autorin Mial al-Tahawi und die deutsch-kroatische Schriftstellerin Marica Bodrožić, der marrokanische Lyriker Abdallah Zrika und Ulrike Draesner, sowie Edwar al-Charrat aus Alexandria und Martin Mosebach aus Frankfurt/M. kennengelernt.

So werden kulturelle Brücken zwischen den beteiligten Ländern gebaut, aus denen Knotenpunkte für Netzwerke werden und sich damit eine neue, ungewöhnliche Art von Kommunikationsstruktur entwickelt, die Türen und Wege in bisher verschlossene Welten öffnet. Die Homepage des Projektes www.westöstlicherdiwan.de hat dafür ein Portal geschaffen.

Es könnte ein wenig die weit verbreitete mediale Arroganz und Ignoranz in der Wahrnehmung des lebendigen Austauschs dieses länderübergreifenden Diskurses abtragen. Eine Fernseh-Berichterstattung über diese Reihe oder gar eine dokumentarische Begleitung ist scheinbar ein Luxus, den man sich nicht leisten will und kann. Auch dass die Steilvorlagen durch die Buchmesse dies ändern könnten, ist zu bezweifeln. Denn selbst eine der renommiertesten Instanzen im Literaturbetrieb hat es bisher in der Berichterstattung nur auf zwei obskure Äußerungen zu Erfahrungen mit diesem Projekt gebracht:



Die eine, die arrogante Variante, die in einer Rezension des „Reisetagebuchs“ erst zur Einordnung des „Diwan“ („Und jedes Mal nahm der Gastgeber den Ausländer an die Hand und führte ihn in seiner Kultur herum.“) über „Literaturbeförderung“ schwadronieren darf, dann am liebsten dem Autor Kleeberg den Gebrauch „seiner Sprachkenntnisse“ verbieten will, um schließlich mit großer Geste, die einen erhobenen Zeigefinger leicht in den Schatten stellen kann, sich darüber zu mokieren, dass sich dieser „jeder genaueren Taxonomie (!) dieses 15 jährigen Wahnsinns“ (gemeint ist der libanesische Bürgerkrieg) enthält, bevor das Buch in den Sack „Kleebergsche Innenansicht“ gesteckt wird.

„Herr Assaf war zeitweilig der Einzige, der, nach Durchquerung der Kriegszone in einem gepanzerten Fahrzeug, jeden Morgen das Goethe-Institut aufschloss (...).“, so reduziert der Rezensent die von Kleeberg eindringlich erzählte Geschichte der Begegnung mit einem deutsch-libanesischen Paar und ihres Schicksals während des Bürgerkrieges, verschweigend, dass die Fahrt „im Panzerwagen über die Greenline, die Kampflinie“ die kürzeste Teilstrecke und die ungeschützte Fahrt im eigenen Auto vom Wohnort nach Beirut durch zahllose Straßensperren und Kontrollpunkte führte und „wie die Milizionäre ihn aus dem Auto zerrten, wie sie ihn zusammenschlugen ...“.

Und die andere Variante, in der die (gutmütig) Ignorante, die offenbar weder die hohlarrogante Besprechung von Kleebergs Buch im eigenen Blatt noch das Buch selbst gelesen, sondern sich aufs Hörensagen verlassen hat, wenn sie schreibt: „Der Libanese Abbas Beydoun, den Michael Kleeberg in Beirut besuchte, hielt den ganzen Bürgerkrieg hindurch das Goethe-Institut unter Einsatz des eigenen Lebens offen.“

Eine Richtigstellung ist unterblieben und auch in einer Sonderbeilage zur Buchmesse, die sich exklusiv und ausführlich mit der „Literatur der arabischen Welt“ befasst, findet sich kein Hinweis auf die Begegnungsreihe „Westöstlicher Diwan“.

Mich erinnert diese Arroganz und Ignoranz an die Zeit des kalten Krieges der 80er Jahre. Der Ostblock einschließlich der DDR war wie das „ferne Arabien“ weit weg. Die Dissidenten und die Oppositionsbewegung uninteressant, da machtlos. Wer, nur um ein Beispiel zu nennen, kannte schon, - außer denen, die Bücher lasen – Vaclav Havel? Wie der Ostblock so scheint auch die arabische Welt eine blockförmige Einheit zu sein, die neben der immergleichen Exotik nun zusätzlich mit der Gleichsetzung von Islam und Islamismus stets unerfreuliche Nachrichten gleichförmiger Art parat hat. Was ja auf politischer Ebene vielleicht eine gewisse Berechtigung hatte, angesichts der lang anhaltenden und ungebrochenen Geschichte vieler der feudalautokratischen Regimes dieser Region, die sich - höchst paradox - dank westlicher Unterstützung und gleichzeitiger antiwestlicher Haltung an der Macht halten konnten. Doch diese allseits gern gepflegte Blockbildung ist passé:

Oder um noch mal Abbas Beydoun in Kleebergs Tagebuch zu zitieren: „Die arabische Identität speist sich nicht aus Realitäten, nur aus Mythen“, sagt er. (...) Abgrenzung vom Westen? Lächerlich! Wir sind doch längst verwestlicht! Der Okzident ist doch, noch im Abscheu, den wir vor ihm haben können, unsere einzige reale Referenz! Alles andere ist Träumerei.“

„Die Auffassung, der Islam sei eine archaische Sache, ist eine verhängnisvolle strategische Fehleinschätzung und übersieht, dass die Konkurrenz auf dem digitalen Medienmarkt die Produzenten der Programme gerade dazu zwingt, die Redefreiheit und den interaktiven Dialog zu befördern. (...)“ Mit dem Resultat: „Die Bürger sind nicht mehr nur manipulierte Figuren auf dem politischen Schachbrett, sondern beginnen selbst mitzuspielen. Das Zappen zwischen den Kanälen ist in den arabischen Ländern zum Nationalsport geworden. Dank ihrer billigen Satellitenschüsseln, mit denen sie zwischen über fünfzig Kanälen auswählen können, ist aus vielen ehemals passiven arabischen Zuschauern ein kritisches Publikum geworden.“, kommentierte

kürzlich die marokkanische Schriftstellerin Fatima Mernissi die jüngste Entwicklung auf dem arabischen Medienmarkt und verweist auf den „erbitterten Wettlauf um die digitale Machtpositionen, der zwischen den arabischen Ländern in Gang ist.“

So kann dann z.B. auch ein junger Libanese in einer Talksendung von Al Dschasira (laut *Berliner Zeitung*, 13.9.04) offen seine Meinung vortragen: „Bevor wir den Westen beschimpfen, sollten wir uns selbst kritisch betrachten. Die beiden entführten Italienerinnen sollten uns nachdenklich machen. Statt über die italienischen Truppen im Irak zu sprechen, sollten wir fragen, warum eigentlich keine arabischen Mädchen im Irak helfen.“

Dass ein Libanese solche Überlegungen vorträgt, mag zufällig sein, kann aber durchaus auch mit den Erfahrungen des Bürgerkriegs im Libanon zu tun haben. „Vor dem Krieg lebten die Libanesen in den Ghettos ihrer Religionszugehörigkeit und waren leicht empfänglich für Feindpropaganda. Heute sind sie offener – libanesischer.“, so Frau Assaf zu Kleeberg.

Können die Libanesen mit ihren Erfahrungen und Rückschlüssen aus dem Bürgerkrieg, religiös geprägten Staaten und Gesellschaften nicht nur im Orient diesen grausamen Weg zur Moderne ersparen? Ist der libanesischer Bürgerkrieg ein nachhaltiger Anstoß für Aufklärung in der arabischen und islamischen Welt? Die arabische Sprache als Medium gleich gültig für sakrale und weltliche Dinge kann die Erfahrungen der Jetztzeit nicht mehr in diese Einheit integrieren. Neben der spirituellen, religiös-rituellen Sprache entwickelt sich ein postmodernes Arabisch, dessen Begriffe sich schnell per TV verbreiten werden. Hoffen wir auf einen gewichtigen Anteil der Dichter an der neuen Sprachbildung.



Insofern überschätzt Tahar ben Jalloun (*Die ZEIT*, 2.9.2004) die Macht der Frankfurter Buchmesse in seinem Kommentar zu den Auseinandersetzungen um Organisation, Gestaltung und Auswahl der Teilnehmer des diesjährigen Schwerpunkts, wenn er schreibt: „Man wollte die arabische Welt einladen und hat doch nur die Konflikte zwischen Arabern geschürt.“

Vielleicht ist ja ein weiterer Grund für den listigen Raschid al-Daïf, sich an Kawabata zu wenden, der, dass er an dessen Weltsicht erinnern will: „Ich

besitze nicht die glücklichen Ideale der proletarischen Schriftsteller; ich halte nichts vom Reichtum und kenne die Nichtigkeit des Ruhms. Für mich ist die Liebe das einzige Band, das unser Leben umschlingt.“

Jedenfalls ist Raschid al-Daïfs Roman „Lieber Herr Kawabata“ - getragen vom Mut zu neuen Sprachbildern und Wortbildungen - ein aufklärendes Vergnügen, das als Lektüre nur zu empfehlen ist. Frank Arnold hat durch seinen beeindruckenden Vortrag der deutschen Übersetzung daraus eine Sternstunde des „Dialogs der Kulturen“ gemacht, von dem gerne geschwärmt, der aber selten wahrgenommen wird.

Karl Piberhofer / 24.9.2004

Unveröffentlichter Text (entstanden im Kontext der Filmaufnahmen zur Dokumentation der Lesungen des West-Östlichen Diwans)

© Fotos & Text: *piberhofer K produktion 2007*